

„Was bedeutet es, ein Tier zu sein?“

Ein kleiner ontologischer Reisebericht

Einführung

In einer Welt, in der Ressourcenknappheit und die Begrenztheit der Biosphäre immer offensichtlicher werden, ist die Zeit reif für die oben gestellte Frage. Es ist absehbar, dass wir Menschen unsere Gewohnheiten tiefgreifend verändern werden und dass wir dabei Verzicht leisten müssen, wenn wir die natürlichen Lebensgrundlagen auf diesem Planeten erhalten wollen. Ein Perspektivwechsel, der in sich in der der gestellten Frage verbirgt, und die damit einhergehende stärkere Empathie, könnten uns dabei helfen.

Aber können wir diese Frage anhand unseres menschlichen Körpers und unserem rationalen, anthropozentrischen Weltbild wirklich beantworten?

Wie ein Tier naturwissenschaftlich definiert ist, kann man in Biologiebüchern nachlesen. Damit ist das Tier in Abgrenzung zu den Pflanzen, Einzellern und Pilzen einfach klassifiziert. Man hat dann die Bedeutung des Begriffes „Tier“ objektiv beschrieben.

Aber können wir die Bedeutung des Tierseins auch subjektiv erfassen? Können wir wirklich ermessen, was es BEDEUTET ein TIER zu SEIN?

Schließlich ist das die entscheidende Frage, wenn es um einen echten Perspektivwechsel, um wirkliche Empathie mit unseren Mitgeschöpfen geht.

Immerhin: Im eingangs genannten biologischen Sinne sind wir Menschen ebenfalls Tiere. In unserer eigenen Existenz als Tier könnte somit ein Zugang zur Antwort liegen.

Im Einklang mit dem generischen Singular des unbestimmten Artikels in der Fragestellung ist der Anspruch der hier unternommenen kleinen inneren Reise, die Bedeutung der Existenz möglichst aller Tiere zu erkennen. Das geschieht exemplarisch anhand von Tieren

verschiedener Ordnung in der Hoffnung, dass sich daraus etwas für alle Tiere Verbindendes – uns Menschen eingeschlossen – ableiten ließe.

Die innere Reise zur Antwort

Die Frage des Titels hat mich vor viele Herausforderungen gestellt. Sie warf mich zunächst auf die Frage nach der Bedeutung meines eigenen Daseins zurück und forderte mich auf, davon all das abzuziehen, was Mensch, also Intellekt, und nicht Tier ist.

Das hat mich einen Augenblick zum Schweigen gebracht.

Ich erinnerte mich schließlich daran, meiner neunjährigen Tochter vor kurzem erklärt zu haben, dass die Katzen und die Pferde, die sie liebt und deren Gespräche sie erdachte, nicht in Begriffen und Sprache dächten, also nicht in verbalen oder numerischen Konstrukten, sondern dass sie eher fühlten als dächten. Ich erzählte ihr, dass ihre Lieblingstiere zwar quantitative und qualitative Sachverhalte (zum Beispiel die Größe einer Herde oder die Größe einer Gefahr) durchaus abschätzen könnten. Aber eben nicht sprachlich in Zahlen und Worten und Syntax. Dass sie (sie) zum Beispiel auch einfach nur liebten.

Damit war ich mit meinem Denken auf der Suche nach der Bedeutung des Daseins als Tier eigentlich schon am Ende angelangt. Dachte ich.

Denn das Denken vollzieht sich ja in Worten und Begriffen, oder etwa nicht? Und ist es nicht unser menschliches Denken, worin sich „Bedeutung“ erschöpft? Wie könnte ich also noch danach fragen, wenn ich mich in ein Tier hineinversetzte, das nicht in Sprache, sondern instinktiv handelt bzw. denkt?

Unweigerlich kam mir das Zitat von Wittgenstein „(...) worüber man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.“ in den Sinn.

Aber passte es? Ist es nicht vielmehr so, dass „das Tier“ und „wir rationalen Tiere“ eine Vielzahl von physiologischen und teilweise auch psychologischen, fühlbaren, inneren Vorgängen gemeinsam haben, die bei Menschen und Tieren nonverbal sind und dann erst in

einem weiteren, von der Primärerfahrung abstrakten, Schritt von uns Menschen sozusagen im Anschluss beschrieben oder „reflektiert“ werden?

Ich stand also vielleicht doch nicht am Ende der Reise.

Der Blick fiel auf meine Katze auf dem Sofa. Es war spät am Abend und sie lag dort und schlief.

Schlaf, einer der elementarsten inneren Zustände, die uns Säugetiere verbindet. Ihre Pfote zuckte. Es fiel nicht schwer, sich einen typischen Katzen-Traum vorzustellen mit der Jagd nach Mäusen und der Flucht vor Hunden, Waschbären oder Füchsen.

Und ich erinnerte Nachtträume meiner Kindheit. Träumte sie süß oder hatte sie Alpträume? Bei dem Gedanken daran, wurde mir klar, dass ich Flucht und die nackte Angst ums Überleben selbst nur aus Alpträumen kannte. Das änderte aber nichts an der Intensität des Gefühls – diesem unbändigen Willen zum Leben und der Angst vor dem Sterben. Die Katze hingegen war wohl - zuvor schon gezeichnet durch die eine oder andere Bisswunde - bereits mit echter Existenzangst in Kontakt gekommen. Eines schienen wir jedenfalls auch unabhängig von der Frage des Träumens gemeinsam zu haben: den Willen zum Dasein.

Aber vielleicht träumte sie ja auch etwas Schönes? „Was findet denn eine Katze schön?“, fragte ich mich. „Kann ich mir als Mensch so etwas überhaupt vorstellen?“ und antwortete mir sogleich: „Naja, Streicheleinheiten und Essen natürlich, so wie ich sie kenne. Aber davon träumen?“

Dann erinnerte ich an die heißen Sommernächte meiner Kindheit in der norditalienischen Po-Ebene und an den Katzenjammer und das Gefauche, das die Dorfkatzen um unser Haus von sich hören ließen bei der Suche nach dem besten Partner. Ein Reigen aus Lust und Leid, den ich da erinnerte, und hatte dabei den blutigen Striemen im Gesicht unserer Nachbarskatze vor Augen, den ich am nächsten Morgen entdeckte. Unweigerlich fühlte ich

mich an das eine oder andere menschliche Drama erinnert, das ich schon mitbekommen habe. Wieder eine Gemeinsamkeit, dachte ich.

Aber nicht mit meinem Kater. Der lag immer noch auf dem Sofa. Sein Schlaf war nun ganz ruhig. Er war vielleicht im Tiefschlaf.

Der Tiefschlaf, ebenfalls ein Zustand der uns alle verbindet. Bei diesem Gedanken wurde mir bewusst, dass meine Katze, mich und alle anderen Tiere und Menschen etwas noch viel Grundlegenderes verbinden musste, als das bisherige bewusste Geschehen, nämlich das „Unbewusste“.

Aber würde man sich alle Vorgänge, die uns und den Tieren unbewusst sind, bewusst machen, was wäre dann der Ihnen allen gemeinsame Aspekt?

In diesem Augenblick öffnete meine Katze die Augen. Sie schaute mich ruhig an und senkte ihre Augenlider dann wieder. Ich hatte mal gelesen, dass sei ein „Katzenlächeln“ und erwiderte die Geste, nachdem sie die Augen wieder geöffnet hatte. Ich schloss die Augen nochmal und fragte mich, was sie jetzt wohl dachte. Aber nein, das konnte sie ja nicht, mit welchen Worten sollte sie denn denken?

Also, was fühlte sie? Empfund sie vielleicht Liebe, Vertrauen? „Wahrscheinlich, sonst säße sie nicht mit mir auf dem Sofa.“, dachte ich. Und als ich sie mit geöffneten Augen wieder anschaute und sie mich weiterhin mit dem treuherzigem „Augenlider-immer-wieder-langsam-absenken-Blick“ anschaute, wurde mir eines klar: Ich dachte die ganze Zeit etwas und sie nichts.

Sie liebte oder vertraute oder „war“ ganz einfach nur. In jedem Falle war sie mit ihren Sinnen und ihrer ganzen Präsenz im gegenwärtigen Augenblick. Und ich nicht. Ich war in meinen Gedanken. Ein wichtiger Unterschied, - typisch - dachte ich mir. Aber musste das so sein?

Eine Antwort auf die eingangs gestellte Frage könnte - alles obige zusammenfassend - lauten: ein Tier zu sein bedeutet, nötigenfalls um sein Dasein zu kämpfen, Lust und Schmerz zu fühlen, gemäß der jeweiligen Prädisposition ggf. nach Vermehrung zu trachten, vielleicht noch zu lieben und zu vertrauen und ansonsten einfach nur zu „sein“.

Dann kam mir die Muschel in den Sinn. Das wunderliche Wesen, das im Stande ist, nur aus sich heraus eine Perle hervorzubringen. Auch Muscheln sind Tiere im Sinne der eingangs erwähnten biologischen Definition. Aber hat eine Muschel intensive Träume, in denen sie den Kampf ums Dasein erlebt, so wie die Katze und ich? Wie intensiv erlebt sie den Kampf ums Dasein in der Realität? Empfindet sie den Liebesschmerz und die Sehnsucht und Rivalität so stark wie die jaulenden und kämpfenden Katzen im italienischen Sommer? Wohl eher nicht. Sie führt bestimmte physiologische Funktionen aus, reguliert ihre Aktivitäten und Reaktionen auf ihre Umgebung mit einer gewissen Sensorik und „ist“ in diesem Sinne vor allem einfach nur.

Was ist denn dann die alle (!) Tiere subjektiv am Ende verbindende Kategorie? Während es objektiv ein bestimmtes Maß an Übereinstimmung ihrer Gene ist, das höher ist, als die genetische Übereinstimmung mit den Pflanzen, müsste es doch in subjektiver (!) Hinsicht auch eine Übereinstimmung geben.

Diese ist nicht einfach zu bestimmen, wenn man bedenkt, dass das Bewusstsein der hier exemplarisch genannten Menschen, Pferde, Katzen und Muscheln doch stark in Umfang und Intensität voneinander abweichen dürfte. Das „Bewusstsein“ einer Muschel dürfte sich zum Beispiel in einer sehr einfachen Wahrnehmung ihrer physiologischen Funktionen zu einem gegebenen Zeitpunkt erschöpfen, also einer sehr rudimentären Form von Sein.

Als der gemeinsame Nenner aller Tiere in der subjektiven Dimension ihres Daseins bleibt für alle Tiere also letztendlich nur das „reine und einfache Sein“, d.h. die schlichte Wahrnehmung dessen, was ist, zu einem bestimmten Zeitpunkt.

Ende der Reise und Antwort

„Ein Tier zu sein, bedeutet einfach nur zu sein.“, ist also die Antwort auf die eingangs gestellte Frage, die als gemeinsamer Nenner grundsätzlich für alle Tiere gilt.

Das Sein als Antwort erscheint manchen wahrscheinlich als trivial, anderen vielleicht als zu abstrakt. Und wieder anderen vielleicht nicht unbedingt im Einklang mit der einen oder anderen Ontologie.

Das Sein als Grundlage und gemeinsame Qualität von uns rationalen und allen anderen Tieren? Was für einen praktischen oder theoretischen Mehrwert sollte so eine Erkenntnis denn haben?

Dabei trat mir ein Bild aus unserem kulturellen Erbe vor Augen: Vor dem Hintergrund von all dem Wahnsinn, den nur wir Menschen mit unserer überbordenden intellektuellen Aktivität und Potenz auf dieser Erde erschaffen haben (einschließlich der Fähigkeit zur kollektiven Selbst- und Fremdzerstörung) erscheint mir das „reine Sein“ als eine Andeutung des Paradieses, das wir Menschen (gleichnishaft) mit dem Essen der verbotenen „Frucht vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse“ verlassen haben,¹ als wir uns mit unserem begrifflichen Intellekt vom einfachen Tier zum Menschen entwickelten.

Mit der hier gewählten Antwort auf die eingangs gestellte Frage verbindet sich allerdings nicht die Sehnsucht zurück zum triebhaften inneren Horizont eines Tieres. Denn das Tier ist zwar frei vom mächtigen und manchmal quälenden und teilweise auch zerstörerischen Intellekt, wenn es einfach nur „ist“. Es steht aber auch unter dem Joch seiner Triebe und Instinkte und es hat nicht die Handlungsfreiheit und die technologische Macht, die sich dem Menschen erst im berechnenden Denken mit komplexen Begriffen und Zahlen erschließt. Ein in diesem Sinne tierischer Bewusstseinszustand ist auch nichts Außergewöhnliches, sondern lässt sich bei einem Menschen schnell und leicht mit einer Flasche voller hochprozentigem

¹ Vgl. Genesis 2,4b-25.

Alkohol herstellen.

Und auf so eine Weise wieder „zum Tier gewordene“ Menschen sind vielleicht das gefährlichste, was diese Erde bisher hervorgebracht hat, da sich in ihnen die Naivität und Triebsteuerung des Tieres mit den mächtigen Werkzeugen des Intellekts kombinieren kann.

Auch ihre Fähigkeit zur Empathie dürfte dadurch herabgesetzt sein. Wie hieß es damals auf dem Dorf noch so schön am Beginn eines jeden Schlachtvorgangs: „Wenn das Schwein am Haken hängt, wird der Erste eingeschenkt!“ Denn in nüchternem Zustand hält kein Mensch eine solche Tätigkeit (das Ausweiden eines Tieres) auf Dauer aus. Bei Abtötung eines gewissen Maßes an Bewusstsein aber sehr wohl.

Diese Art der Gedankenlosigkeit ist nicht gemeint, wenn hier von einem Zustand ohne Gedanken und dem reinen „Sein“ oder der „Präsenz“ die Rede ist.

Ausblick

Es geht also darum, die Triebsteuerung des Tieres und die „Verkopfung“ des Menschen gleichermaßen hinter sich zu lassen auf der Basis der bewussten Wahrnehmung von etwas, das allen und allem gemeinsam ist: dem Sein².

Voraussetzung dafür, es bewusst wahrnehmen zu können, ist zunächst einmal die Stille. Aber keine äußere Stille, die vom Zufall abhängt und oft nicht verfügbar ist, sondern ein inneres Schweigen, das erfüllt sein kann vom Empfinden aller, der bis dahin durch das bewusste, begriffliche Denken verdeckten Seinszustände. Eine innere Freiheit von Worten und

² Im Gegensatz zur Ontologie Heideggers in „Sein und Zeit“, der teilweise die Begrifflichkeiten dieser ontologischen Reise entlehnt sind, wird hier nicht nach dem „Sinn von Sein“ gefragt. Das ist bei dem hiesigen Verständnis von Sein auch nicht nötig.

Denn das Sein wird hier als apriorisch und außerdem als ein grundlegender alles Seiende und jeden „Existenzvollzug“ umfassender Aspekt angesehen, sozusagen als ein „Seinsraum“. Dieser umfasst alles, was existiert. Das ist nach hiesigem Verständnis der objektive Aspekt des Seins. Diese Idee des Seins ähnelt der Idee einer universalen Ganzheit, wie sie z.B. in der Isavasya Upanishad beschrieben wird.

Der subjektive Aspekt des Seins ist die Wahrnehmung reiner Präsenz. In einer „höheren“ Form, die dem Menschen zugänglich ist, ist die Wahrnehmung reiner Präsenz verbunden mit dem Verständnis des die individuellen Formen transzendierenden objektiven Charakters des allumfassenden Seins.

Begriffen. Und es ist genau dort, wo wir uns mit unseren Mitgeschöpfen, den anderen Tieren, treffen. Denn sie sind immer frei davon, frei von Worten oder Begriffen. In dieser inneren Stille öffnet sich auch der Raum für das unverfälschte Empfinden von Gefühlen. Und wenn deren Betrachtung einen nicht mehr fesselt, könnte sich das Empfinden für den reinen gegenwärtigen Augenblick öffnen.

Es entsteht ein unmittelbarer Zugang zu Empathie: durch das Wahrnehmen des Seins als reines „Hier und Jetzt“ wird man für diesen kurzen Augenblick frei von den Gedanken über die eigene Geschichte und die Blockaden der eigenen Identität, sodass man sich z. B. direkt und unverhüllt in jemand anderen versetzen kann. Zum Beispiel in den Schmerz eines Tieres, das gequält oder das geschlachtet wird. Der normale Reflex oder unsere Angewohnheit als moderne Menschen, ist es ja, dies gar nicht erst an uns heranzulassen, in hübsche Verpackungen zu verdrängen und es mit allerlei begrifflichen, normativen Rechtfertigungen oder schlicht mit dumpfer Ignoranz zu überdecken.

Bei unseren Vorfahren war es wohl eher der Hunger, der uns solche Empathie verwehrt hat, so wie bei manchen karnivoren Tieren. Aber jetzt wo dieser Hunger und die Versorgung mit entsprechenden Nährstoffen anders gestillt werden kann und der Planet schonungslos ausgeplündert zu werden droht, sollten wir uns auf eine andere Perspektive besinnen.

Mit der Herausstellung des Seins als subjektive (aber auch objektive) Gemeinsamkeit zwischen Mensch und Tier verbindet sich also die Hoffnung auf ein menschliches Bewusstsein, das beginnt zu erkennen, dass wir alle denselben erfahrbaren Urgrund³ - das Sein - haben. Ein Mensch, der diese ihn mit allem verbindende Erkenntnis verinnerlicht hat, wird auch das physische Leid, das bei entsprechendem Konsumverhalten von ihm mitverursacht wird, nicht mehr verdrängen können und wahrscheinlich auch einen emphatischeren Zugang zu seinen Mitmenschen finden.

³ Die Verwendung des Begriffs ist unter anderem inspiriert von den Lehren von Eckhart von Hochheim (ca. 1260-1328 n.Chr.).

Tier sein bedeutet aber vor allem auch ein in der Welt stehen. Mit all den Erfahrungen und Herausforderungen, all der Lust und all dem Leid, die das bedeutet. Und dem Lösen von Problemen, was man auch schon bei vielen unserer tierischen Mitgeschöpfe beobachten kann.

Wir können froh sein, dass wir diejenigen Tiere sind, die die Gabe des Intellekts dafür entwickelt haben. Diese Gabe kann Fluch oder Segen sein. In jedem Falle ist sie nur ein Werkzeug. Die Frage ist, wie es von uns Menschen genutzt wird. Wird es von Menschen genutzt, die sich ihrer Einheit mit Allem was ist, bewusst sind und vielleicht auch aufgrund dessen den Entschluss getroffen haben, die natürlichen Lebensgrundlagen auf der Basis eines gedeihlichen Miteinanders zu bewahren? Oder werden wir mehrheitlich weiterleben in alten Gedankenmustern und in atavistischer Gier?

Davon wird letztlich abhängen, ob auch noch in ein paar Jahrhunderten jemand über diese Frage nachsinnen können.